

Zeitschrift: Badener Neujahrblätter

Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden

Band: 75 (2000)

Artikel: Der Richtspruch

Autor: Keller, Rosemarie

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-324653>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Richtspruch

Rosemarie Keller

Der Gerichtssaal war besetzt. Die Jenseitigen lieben diese Verhandlungen, bei denen es um sogenannte Zeitfragen geht. Der Gerichtspräsident war ein 15-jähriger Knabe, der 1990 an Krebs gestorben war. Sein Gesicht hatte den Glanz der Einsicht.

Als erste trat die Schriftstellerin Rauraria Seltenheim vor, eine hochgewachsene Greisin, blondiertes Haar, das beinahe ihre grossen Ohren, an deren Ende Brillanten baumelten, bedeckte. «Alle Liebhaber der Literatur», rief sie, und ihre Brillanten klirrten dabei, «lobten mich. Als ich 1931 starb, las mich jede Frau, jeder Mann, bis zu den Dienstmädchen und Portiers. Für sie hatte ich meine Hände wund geschrieben: vom höheren Leben, für das alle bestimmt sind, von Prunksälen, die auch dem Volkskind nicht verschlossen bleiben, wenn es nur immer redlich und ehrlich ist; auch äussere Vorzüge, lange Wimpern, tiefen Blick, gab ich diesen Guten. Heute, nicht hundert Jahre sind vorbei, bin ich vergessen, keiner dieser saudummen Erdenbewohner – ich wollte sagen: unwissenden», verbesserte sich die Greisin – «liest mehr meine Bücher!»

Die andere Schriftstellerin, namens Cla Hänsli, die nun nach vorne schritt, sah der ersten ähnlich: Greisin, blondiert, hochgewachsen; selbst ihr Brillantgehänge klirrte ebenso an langen Ohrläppchen: «Gestorben bin ich 2009. Um die Jahrtausendwende beschrieb ich diesen Saudummen» – hohnlächelnder Blick zur ersten Klägerin – «jede Gemeinheit, die sie sich gegenseitig antun. Ich zeigte ihnen, dass der Winner ein Dreckskerl ist und Schönheit für Geld zu haben. Die Kritikerinnen und Kritiker priesen die unschuldsvolle Unverschämtheit meiner Sprache. Literaturpäpste verwendeten meine Fäkalienausdrücke vor laufenden Kameras und nannten mich die unsterbliche Entdeckerin des Unsagbaren. Was, unsterblich!», krähte Cla.

Die Kollegin aus den Anfängen des Jahrhunderts reichte ihr ein Taschentuch, worauf die Entdeckerin des Unsagbaren schnupfend hervorbrachte: «Sie haben mich alle vergessen!»

Mit leichter Handbewegung bat der Richterknabe das Publikum um Aufmerksamkeit. «Wie wir sehen», sprach er, «geht es hier um das Überleben in der Literatur. Wer will sich zu Rauraria Seltenheims Büchern äussern?»

Schweigen im Saal. Nur der Wind wehte hindurch. Die Jenseitigen führen nämlich diese Verhandlungen, wo es ihnen passt. Diesmal war die Umgebung von Baden (CH) gewählt worden, und der Saal war auch kein richtiger Saal, sondern eine von Wald umstandene Wiese über dem Siggenthal. Zudem hatte es hier geschneit über Nacht.

Endlich meldete sich aus den hinteren Reihen eine Frau. Etwas schüchtern vorerst; doch da sie der Erdenschwere entwachsen war, wurde sie zusehends mutiger: «Ja, ich las die Seltenheim, wenn ich nicht aus und ein ein wusste vor Arbeit, wenn mein Mann den Lohn vertrank und meine Kinder stritten. Dann las ich zum Beispiel Lottchen mit der Krone. Das war ein armes Mädchen. Doch», lächelte die Frau beinahe entschuldigend, «schliesslich heiratete es den Fabrikbesitzer.»

«Sie haben also bei der Lektüre Trost gefunden?», fragte der Richter. «Ja, für einige Stunden.» «Das ist», erklärte Malte, der Psychologieprofessor, «das aufbauende Märchensyndrom.» «Sie meinen», fragte wiederum der Knabe Vorsitzende, «der Mensch in seinen Widrigkeiten braucht Märchen, und damit habe Rauraria Seltenheim einen Auftrag erfüllt?» «So ist es nicht!», rief eine hagere Frau. Sie war wie stets in ein dunkles Tuch gehüllt, und verwirrte blonde Locken umrahmten ihr weisses Gesicht. «Ich liess mich, jung, wie ich war, vom Gewäsch der Seltenheim betören» – Rauraria hob die Hand, um Protest einzulegen, doch der Richter schüttelte den Kopf –, «heiratete den alten Fabrikbesitzer, drei Jahre später erschlug ich ihn mit der Axt.» Die Anwesenden wussten: Unter dem Tuch hielt die Frau die Axt versteckt. Sie muss sie immer mit sich herumtragen, so schwer sie auch ist. Einige blickten mit Neugier hin.

«Wir haben alle unsere Last», mahnte der Richter, die Neugierigen senkten die Augen. «Sehen wir uns doch einmal die Heutigen an», meldete sich erneut der Psychologieprofessor. «Da liegen formlose Frauen in den Polstern vor den Fernsehern und verwechseln sich mit Models, die ihre mageren Hintern über die Mattscheibe schwenken, und was die Männer betrifft, so trinken sie Bier vor dem Bildschirm, und während sie rülpsen, fühlen sie sich als Torschützen und Abfahrtsieger. Trotzdem, auch diese modernen Märchen sind etwas wie Trost und Erholung...» «Wenn Sie von Trost sprechen», unterbrach die einstmalige Leserin von Lottchen mit der Krone «so war er rasch dahin. Später, als ich krank war, las mir meine Enkelin Gedichte vor. Eines davon begann mit den Worten: «Suech dini Tote nid dunde im Grab, / Suech sie bi Sunne und Stärne.» In die Augen der Anwesenden trat ein Lächeln. Die Frau sah es und nickte: «Von da an begann ich zu

begreifen, dass es Literatur gibt, die bleibt!» Ihre Worte wurden vom Gericht als Beweis akzeptiert. «Nur», immer dieser Psychologieprofessor!, «die alten Märchen, die geschliffen wurden und erprobt durch ihre Erzähler über viele Jahre hinweg, die bleiben auch.»

Die Seltenheim gab ihre Sache nicht verloren. «Wenn ich denke, wenn ich denke», seufzte sie und klingelte mit ihren Armreifen, «wie ich hier auf dieser Wiese spazierte, es war in den Goldenen Zwanzigern. Ich sagte zu meinem Begleiter: Sehen Sie doch das Band des Flusses, wie es in der Sonne glänzt, weit in der Ferne blinkt der Turm von Königsfelden, wo einst eine Königin lebte und nun Menschen leiden, und die Sonne strahlt darüber ...» «Genug», murrte ein Zuhörer, «lassen Sie mich in Ruhe mit Ihrer blöden Sonne, ich starb in Königsfelden, musste hundert Jahre lang dort gepflegt werden.» Da diese Zahl etwas übertrieben war, entstand eine Pause, in die Rauraria einfiel: «Beim Waldrand wartete das Automobil. Dann ging's rasch zurück ins Badener Grand Hotel. An den Sommernachmittagen lauschte ich auf der Estrade des Kurparks den Konzerten. Ich trug Handschuhe bis zum Ellbogen, verteilte Autogramme an Damen in duftigen Sommerkleidern. Es war ein Flattern und Wehen und das Schluchzen der Geige! Ach, das war ein Geiger! In der Pause kam er mit einer Verbeugung zu meinem Tisch ...» «Und verlangte ein Autogramm!», fiel Cla Hänsli ein, ausser sich vor Ungeduld. Erstaunlicherweise wurde sie vom Vorsitzenden nicht ermahnt. Hänsli erklärte, sie kenne Baden nur zu gut! Es würde dort nicht mehr gegeigt zur Nachmittagszeit. «Und gehen Sie aufs Känzeli, Ausflugsort der Kurgäste. Was sehen Sie: Industriebauten! Und etwas später gehen sie wieder hinauf und blicken hinab: Da raucht kein Kamin mehr. Die Bauten sind leer, verkauft. Die Arbeiter hatten geschuftet für ihre Fabrik, für kleinen Lohn, den Profit machten andere. Schauen Sie sich aber weiter um in der Stadt! Kannten Sie den Platz, wo zu den Viehmärkten die Kühe angebunden waren und Kinder hüpfen und Männer in schwarzen Anzügen feilschten? Gibt es das andernorts, dass Plätze einfach verschwinden und ganze Warenhäuser dazu, wie der Schlossberg, der Bazar Lang, und ebenso alle schönen kleinen Geschäfte. Gibt es das in einer andern Stadt?» «Über alles jammert die», bemerkte ein ehemaliger städtischer Beamter, «nur nicht über Hans Trudels verscherbelten Nachlass!» Hänsli war aber taub für diese Bemerkung. Dafür nahm der Wind die Worte auf und hinterbrachte sie einer alleinstehenden Tanne, die sich ächzend wiegte. Es klang wie eine menschliche Stimme.

Cla fuhr rücksichtslos weiter, berichtete vom ältesten Theater der Schweiz, das sich wo befand? Auf dem Badener Theaterplatz natürlich, und von diesen Baulässen niedergeissen wurde! «Was erbauten sie dann? Ein hölzernes Theäterchen, wo bald der Regen durchs Dach strömte, so dass einige Zuschauer japsend er-

tranken. Dann jagten sie die St. Galler davon, welche fünfzig Sommer in Baden gespielt, gesungen und getanzt hatten.» «Aber», rief jemand, «dafür wird jetzt an den Badenfahrten getanzt.» «Ja», ergänzte ein junger Mann, seinerzeit ein anerkannter Journalist, «da kommen mir die Badener immer wie Schweizer Gardisten vor, die in ihrer kargen Freizeit sagen: Los geht's!»

«Was Gardisten», ereiferte sich Hänsli, «korrupte Kapitalisten, korrupte Wirtschaft ...» Stark schnaufend meldete sich ein beleibter Herr, dem der Hemdkragen zu platzen schien: «Aber der Preis, den die Schweizerische Wirtschaftsvereinigung stiftete, den ich Ihnen persönlich übergab!» «Ach, du bist auch hier!», schrie Hänsli begeistert, «du gabst den Titel ab für meinen Roman Der Viagra-Elefant!» Der beleibte Herr lief rot an und hätte einen Herzinfarkt erlitten, wenn solches hier noch vorkäme. Stattdessen erhob er sich und brüllte: «Man weiss, dass Sie in Ihren Büchern Ihre Familie verheizten. Ihren ersten Erfolg erzielten Sie, weil Sie beschrieben, wie Ihr Vater als Dreizehnjähriger Ihre Grossmutter vergewaltigte.» «Ich meine», maulte die Dichterin, «Erfolg haben auch jene, die alles weichspülen und veredeln.» Sie blickte ihrer Kollegin aus den Goldenen Zwanzigern in die schreckgeweiteten Augen und höhnte: «Zwar gibt es beim Badener Bahnhofplatz einen Springbrunnen, der nicht läuft. Aber die Jugendstilhäuser sind nicht mehr. Und anstelle der Portiers beim Perronausgang mit ihren Mützen, die wie Offiziershüte aussahen, nur noch schöner, denn es prangten darauf die Namen der Hotels: Blume, Bären, Verenahof, Adler, Schwanen, National, Limmat- und Schweizerhof, – ja, und ein blasses Jüngelchen, das anderes für Sie tat als Kofferschleppen, trug den Namen Grand Hotel auf seinem Hut –, anstelle dieser beflissenen Portiers warten jetzt Banker unter kupferrotem Dach!»

«Was!» Mit einem Aufschrei wandte sich die andere Klägerin an die Frau neben ihr. «Die Portiers sind nicht mehr?» «Absolut nicht!», antwortete Cla trocken. «Aber was blieb denn von meiner Welt?» «Eben nichts!» antwortete nochmals Cla.

«Lasst doch das Lamentieren!», mischte sich eine Frau ein, die sich oft und gerne und nicht ganz ohne Koketterie als einfältige Hauswirtschaftslehrerin bezeichnete. «Ich bin», sagte sie, «aufgewachsen und alt geworden in der Stadt namens Baden. Als Kind träumte ich einmal, der rote Vollmond sei in die Limmat gefallen. In unerhörter Geschwindigkeit sauste er am Lägernhang vorbei und fiel in die Limmat, die feurig aufzischte. Dann schloss sich das Wasser über dem Mond, und der Fluss rauschte dunkel fort. Ich weinte nach diesem Traum; doch am andern Abend, du glaubst es nicht, erschien der gute Trabant am Himmel, schob sich strahlend hinter den Bäumen hervor. Was wollte ich damit sagen?», zögerte die alte Badenerin für einen Augenblick. «Ich sah vieles kommen und gehen», fuhr

sie beherzt weiter. «Aber es ist mir, ganz im Gegensatz zu den beiden Klägerinnen, nicht möglich zu sagen, was gut, was schlecht war. Meine Frage an Frau Sellenheim: Warum beschreiben Sie in Ihren Büchern eine Welt, in der immer das Schöne siegt? Und Sie, Frau Hänsli, zeigen uns stets das Gegenteil, das Hässliche?»

Die Dichterinnen schwiegen. An ihrer Stelle antwortete die Frau mit der Axt. Es war, als sässe sie aufrechter und ihre Last wöge leichter: «Die Dichtkunst beider Frauen ging nach der Mode», sagte sie, «doch die Mode wechselt ständig.»

Da geschah das Unerwartete: Beide Klägerinnen schrien wie aus einem Mund: «Ich will aber unsterblich sein in meinem Werk!» Sie wandten ihre Köpfe zueinander, ihre brillanten Ohrgehänge klickten, und sie begannen zu schluchzen, indem sie sich gegenseitig des Taschentuches der Rauraria bedienten. Das Publikum konnte sich des Lachens nicht erwehren. Es rauschte über die Waldwiese, wo sachter Schneefall die Szene beinahe zu etwas Unwirklichem machte.

Der Richterknabe mit seiner hellen Stimme sagte langsam: «Der Spruch ist klar und für beide gleich: Ihr schreibt für den Zeitgeist. Seid zufrieden, er hat euch verstanden!»